

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 37
Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

überno. Dä isch im Nachberdörfli gwohnt, het dert e chly gwagneret, un jehen isch er mit sym ganze Handterchsgrümpel überegügle, vo wägen er isch vorhär nume z'Sus gsi.

Der Rees isch zue-n-ihm trabet, chuun isch d'Greibt vür gsi. Het ihm ds längem u z'breitem sy Thärme prichtet u gmeint, emel de jehe grad müesse das Acherli ghoufts sy, u dä Wagnerruedi heig nüt gschunders z'tue, as dä Zälg-bih stierlige z'vergrühe.

„I däiche, we de hesh müesse züghe, so chönnsich bars Gält scho bruuche!“ seit ihm der Rees, het der Acherli adhezogen u der Ruedi mit em Dug ungerwüren aagluet. Dä het nüt deglyche ta. „Ja, wie-n-i läge“, fahrt der Rees furt, „mi zahlst deresh grad bar. U we mer hütt no chönnte zämen enig wärde, i miesh grad en Nazahlig, lueg da!“ u dermit het er e Blaaterer Feuflyber uf e Tisch gleit, em angere grad unger d'Nase.

Dä het eis Naseloch zuegha, der Achte teuf zogen, der Hals e chly gstrekt u Bscheid gä: „N-n, i has nid nötig. I bhalte das Acherli scho no!“

„Meinsch, es zahlst der öpper meh weder ig?“

Der Ruedi het d'Achse gschüttlet: „I säg der ja, i has nid nötig. I vermah's scho no z'bha. U wenn i's de nümme vermah, de cha me ja de luege!“

„Mir wettis drum grad jehe! Es macht eifacht e schlächti Gattig, dä Egge dert i üsem Züüg.“ Wo-n-er das gseit het, isch es ihm ganz rot worde vor den Duge. „Mir wei's jehen eifacht!“ het er schier brüelet.

„Oha! Däisch grad gseit, „mir wei's! Da derzue han i däich de ou no öppis z'säge! Da chönnt e njedere cho mit „mir wei's!“ „Wenn ig nid wott!“

„Jä, werum woschte de nid, stäckelatärnetbri abenangere!“

„I ha der's scho gseit, i ha's nid nötig! U de no eis: my Brueber sälig isch eso a däm Zälgacherli ghanget, er het bhertet, das syg ihm ds liebschte! Er heig kes bessersch Land, u niene gäh es so viel u gueti Chirschi, wie uf däm Boum, wo dert am Rand steit, weisch! Da derwo wett i doch de ou no öppis! Un es tüechti mi nid rächt am Kander ta, wenn ih-n-ihm jehe ds beschte u schönste Bihli Land vo sym Wäseli wäg verchie!“

Mit däm Bscheid isch der Rees luttertoube hei.

„I will de ou no mit däm Ruedi ga sprache!“ het der Godi gmeint. „Gingäge probieren ig's de uf nen angere Wäg weder du, das Güggeli i Färrich z'löcke!“

Ame ne Byschten isch er mit em einte Bschüttifaß zum Wagnerruedi vüre. Het ihm's bracht, es rünni, er sölli da luege, was no z'mache syg, oder gob mes müesse verholzen u nes neus la moche. Du het er asa mit ihm gspäcke, u z'letscht het er nen i ds „Nössi“ übere gschleipft zu me ne Halblyter Waadtlänger.

Wo's isch Aabe worde, isch ke Godi heicho. Der Chnächt u der Güeterbueh hei alsini müesse mälche.

Gäng no isch de Godi i der Pinte ghocket; mi het der Wirt aagspannet gha zu me ne Zäpli, un es het si emel preicht, daß dä u der Lingezälgpuur toov verspielt hei. Der Ruedi het gwunne, gar es überschandts Gsell het er gha, er het nahdinah gäng wie ne bessere Luun übercho, der guet Wy isch ihm e chly i Hübel gftige, z'letscht het er emel no asa liebe, u die angere hei ihm ghulfe. (Fortsetzung folgt.)

Marsttag.

Heiß brennt die Augustsonne hernieder; kein Lüftchen bringt Kühlung, gradlinig läuft eine Straße durch die Landschaft. In eine Staubwolke eingehüllt kriecht eine Kompagnie vorwärts. Schon Stunden dauert der Marsch. Endlos scheint der Weg. Kein munterer Gesang rüttelt auf, kein fröhlicher Scherz hebt die Stimmung. Keine Wolke wehrt der sengenden Sonne, wie eine blaue Glocke wölbt sich der Himmel über der Landschaft.

Wie ein Wurm schiebt sich die Kompagnie vorwärts. Der ungewohnte Tornister drückt, die Riemen schneiden ein,

die Luft ist mit Staub erfüllt. In stummer Ergebung schreiten die Leute vorwärts. Die schweren Marschschuhe schlagen gegen die Steine, wie ein tiefes Aechzen und Stöhnen liegt ihr eintöniger Gesang über der Mannschaft. Die Räder sind gebeugt, und ungewollt schaut alles auf die Füße seines Kameraden im vordern Glied. Für landschaftliche Schönheiten ist das Interesse erstorben, Gespräche enden schon nach einigen Sätzen, vorwärts, nur vorwärts... Stumme Blicke suchen den Führer, fragen nach dem Ende...

Von der Stirne rinnt bitterer Schweiß, mischt sich mit dem Staub, welcher das ganze Gesicht entstellt. Rechts anhalten! In stummem Grimm, mechanisch machen alle halb-rechts und marschieren rechts der Straße. Ein Auto saust vorüber, läßt Staub und Dreck zurück. Verwünschungen folgen ihm. Dann geht's im alten Tramp vorwärts. Stille liegt über den Feldern, und nur das Zirpen ungezählter Grillen begleitet die Soldaten... Kompagnie — halt! Zehn Minuten Marschhalt! In einem Ruf steht die Kompagnie. Die Last des Tornisters und des Gewehres gleitet zur Erde, und schon lagert die Mannschaft am Straßenbord. Wasser fassen! Je zwei einer Gruppe sammeln die Kochgeschirre ein und holen Wasser. Gierig stürzen sich die Leute darüber her. Gut, daß jeder sein eigenes Geschirr hat, in solchen Augenblicken ist jeder leicht sich selbst der Nächste... Dort flucht einer halbblau über Schmerzen im Rücken, jener zieht seine Schuhe aus und besieht sich seine wunden Füße. Er sagt nichts, aber sein Gesicht spricht genug.

Marschbereit machen! Taumelnd stehen die Soldaten auf, ergreifen mit verbissener Wut neuerdings Gewehr und Saal. Kompagnie vorwärts — marsch! Weiter geht's, aber mühsam, die Füße brennen wahnsinnig, entsetzlich, wie Blei liegt's in den Gliedern. Aber nur einige Minuten, dann ist die Maschine wieder im Gang. Stunde um Stunde verrinnt. Endlos scheint der Tag, nicht umzubringen.

Ries bedeckt die Straße. Wie auf Kommando öffnen sich die Glieder, und unter halbblauem Fluchen und Murren suchen sich die Leute links und rechts der Straße einen bessern Weg. Nur wenige hundert Meter liegt frischer Ries. Aber für müde Soldatenfüße bedeuten sie Kilometer...

In der Ferne erscheint ein Kirchturm. Ein Raunen geht durch die Kompagnie. Die Häuse reden sich, heller blicken die Augen, leichter geht der Fuß. Das heutige Ziel, der Kantonnementsort, zeigt sich. Unter Trommelschlag zieht die Kompagnie im Dörfchen ein. Neugierig steht alt und jung am Straßenrand. Mit lester Kraft und Energie marschiert die Mannschaft daher, sich jetzt nur nicht etwas von Müdigkeit anmerken lassen, nein, nur das nicht! Auf dem Dorfplatz wird angehalten. Nicht lange, so beziehen die Züge ihre Kantonnemente. Die Soldaten wechseln die Wäsche, die Schuhe, reinigen den Körper von Staub und Schmutz, stärken sich an Speise und Trank.

Zwei Stunden später hat die Mannschaft Ausgang. Hörst du sie singen dort in der Wirtschaft? Das sind die nämlichen, die noch vor kurzem innerlich murrten und klagten, in verbissener Wut aufbegehrend die Fäuste ballten. So eben stimmt einer einen Jodler an. Weißt du, wer das ist? Es ist derjenige, welcher am Ende des Marsches blutige Soden von den Füßen streifte. Am Gartenzaun schäkert einer mit einer Dorfschönen... Soldatenleben... ar.

Aus der politischen Woche.

Die große Genfer Woche.

Wenn diese Zeilen im Drucke erscheinen werden, dürfte die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund eine vollzogene Tatsache sein. Am Montag den 6. September begann nämlich die Tagung der VII. Völkerbundsversammlung, die den bedeutungsvollen Akt der Aufnahme Deutschlands als Mitglied des Völkerbundes und Inhaber eines ständigen Sitzes im Völkerbundsrat zu vollziehen hat.

Wichtige Beratungen sind dieser Völkerbundsversammlung vorangegangen; sie hatten den glatten Eintritt Deutschlands vorzubereiten; denn die Deutschen hatten nach Genf geschrieben, daß sie nur unter den bekannten Bedingungen: ständigen Sitz in einem nicht erweiterten Rat — dem Völkerbunde beitreten würden.

Man weiß, daß Spanien und Polen in letzter Stunde Schwierigkeiten machten, sie verlangten ebenfalls einen ständigen Ratsitz. Die Kommission zum Studium der Ratsitzfrage mußte, unter Mottas Präsidium, zum zweiten Male tagen, um die neue Situation zu besprechen. Sie kam zu keiner andern als der bereits vorgeschlagenen Lösung. Deutschland wird nach den ihm in Locarno versprochenen Bedingungen aufgenommen. Um den Ansprüchen gewisser Staaten auf vermehrten Einfluß gerecht zu werden, werden die Sitze der nichtständigen Mitglieder von 6 auf 9 vermehrt und der Wahlmodus in der Weise abgeändert, daß die Möglichkeit besteht, gewissen Nationen den Sitz für eine weitere dreijährige Amtsdauer zu sichern; es ist dazu ein Beschluß mit Zweidrittel-Mehrheit notwendig.

Die Anträge der Kommission wurden vom Völkerbundsrat, der am 1. September seine Herbsttagung unter dem Präsidium des tschechoslowakischen Außenministers Dr. Benesch begann, einstimmig gutgeheißen. Polen hatte sich mit dem Hinweis auf den verlängerten halbständigen Sitz zufrieden erklärt. Nicht so Spanien. Primo de Rivera hatte Spaniens Anspruch noch extra durch eine Note an den Rat wiederholt. Die Note wurde mit einem außergewöhnlichen Aufwand an diplomatischer Höflichkeit beantwortet. Man hat in Genf alles getan, um Spanien die Rückkehr leicht zu machen. Vorläufig hat sich der spanische Delegierte Palacios von den weiteren Verhandlungen zurückgezogen; er wird sich bei der Aufnahme Deutschlands der Stimme enthalten. Doch wird Spanien kaum den Austritt aus dem Völkerbund erklären. Denn es hat aus dem Verhalten der Genfer Mächte und aus den Urteilen der europäischen Öffentlichkeit deutlich herausgesehen, daß sein Pressionsversuch einen schlechten Eindruck gemacht hat und damit gründlich nebenworbefallen ist. Es tut am besten, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, um nicht ganz alles Prestige zu verlieren.

Spaniens Niederlage war vorauszusehen. Seine Ansprüche, als eine Großmacht ersten Ranges zu gelten, lassen sich durch nichts begründen. Der Hinweis auf die ehemalige Größe gilt nicht. Die gegenwärtige ist sehr zweifelhaft. Die heutige prekäre Lage der spanischen Truppen in Marokko — man spricht von einer Niederlage, die sie zur Räumung der Zone von Scheschauen nötigen wird — zeigt diese Größe in recht fatalem Lichte. Dazu kommt die innerpolitische Unsicherheit des Landes. Die Diktatur des Marshalls neigt sich — wenn nicht alle Anzeichen trügen — ihrem Abend entgegen. Eben hat sich Primo vom König die Ermächtigung geben lassen, wenn nötig im ganzen Lande den Kriegszustand zu proklamieren. Katalonien ist von jeher unruhig und dem Diktator wenig gewogen. Neuestens rebellierte selbst die Armee. Die Artillerie versagte dem Marshall offen den Gehorsam, als er eine neue Beförderungsordre diktierte, nach der die Offiziere von der Regierung gewählt und nicht mehr nach der Altersfolge aufsteigen sollen. Erst machte es den Anschein, als wage es der König, die Artillerieoffiziere zu unterstützen; er versagte der Ordre seine Unterschrift. Da bot Primo de Rivera dem König seine Demission an. Das scheint gewirkt zu haben. Der König versicherte den Diktator aufs neue seiner Huld. Die rebellierenden Offiziere werden gemahregelt. Sie gehen ihres Ranges und ihrer Uniform verlustig; wahrscheinlich folgt die Einkerkierung auf dem Fuße für diejenigen, die sich nicht schleunigst unterwerfen. Aber man geht kaum fehl, wenn man diese Vorgänge als Symptome einer inneren Zersetzung der Diktatur ansieht. Die in Genf erlittene Abfuhr hat das Prestige Primos sicher nicht gestärkt, und wenn sich die Nachricht von der Niederlage des Heeres in Marokko bestätigt, so dürfte dies ein neuer Nagel in den Sarg der Diktatur be-

deuten. Denn der Marshall hat ja gerade sein Regiment auf das Versprechen gegründet, den Krieg im Rif ehrenvoll liquidieren zu wollen.

Dazu kommt nun noch die Unsicherheit des Ausganges der Tangerfrage, die Primo im recht ungeglückten Momente, da Spaniens Ansprüche auf das Protektorat in Genf als Erpressungsversuch aufgefaßt werden mußten, in die Welt stellte. Es zeigt sich jetzt, daß das Problem nicht so leicht zu lösen ist; Italien ist eminent mitinteressiert und sogar Rußland kündigt seinen Mitspracheanspruch an, da es den Vertrag von Algésiras mitunterzeichnet habe.

Zum Glück sind das Dinge, die den Völkerbund nicht direkt angehen. Er wird in der nächsten Zeit wohl genug andere Belastungsproben zu bestehen haben. Boreest aber wird man sich der überragenden Bedeutung der Tatsache, daß Deutschland nun Mitglied des Bundes geworden ist, mit inniger Freude und Genugtuung bewußt werden. Ein gewaltiger Schritt auf dem Wege zum europäischen Frieden ist wieder getan. Die Optimisten sind wieder einmal ins Recht verlegt; das wird die Pessimisten nicht hindern, an einen späteren Zusammenbruch des Genfer Werkes als unabwendbar, weil in der Natur der Dinge begründet, zu glauben. Vorläufig aber wird man sich darüber freuen dürfen, daß ein großes Kulturvolk sich zum Gedanken der internationalen Solidarität bekennt; daß das offizielle Deutschland mithelfen wird, bei der Aufstellung der Normen für ein gewaltloses Zusammenleben der Völker. Genf wird für die deutschen Delegierten und Journalisten ohne Zweifel eine politische Erziehungsschule sein. Sie werden dort in der Zusammenarbeit mit den Friedenspolitikern aller Länder das Mißtrauen gegen die Außenwelt verlieren.

Die europäisch denkenden Deutschen — an ihrer Spitze marschieren zum Glücke Intelligenzen wie Stresemann und Marx — werden noch reichlich Kampf genug finden, wenn sie ihre Nation dauernd zu einem loyalen und überzeugten Gliede des Völkerbundes machen wollen. Denn heute steht das Gros des deutschen Volkes noch unter dem Einflusse der Völkerbundshasser und Völkerbundsverächter. Das heutige Deutschland ist nur *faute de mieux* — Mitglied des Genfer Völkerbundes. Es tat den Gang nach Locarno nur deshalb, weil dies der einzig gangbare Weg ist, um wieder zu Weltgeltung und damit zu der Möglichkeit zu gelangen, das Joch von Versailles abzuwerfen. Wie sehr sich das deutsche Volk in seiner politischen Struktur noch gleich geblieben ist, zeigte kürzlich die große Parade des monarchistisch-militaristischen Deutschland in Nürnberg bei Anlaß des Armee- und Marinetales. 22,000 Mann, 1100 Fahnen, darunter 48 alte Regimentsfahnen aus dem großen Kriege, dem bayrischen Armeemuseum entnommen, 30 Musikkorps, 20 Trommlereliquen und 92 Autos defilierten in 2½stündigem Zuge vor dem Ehrenzelt des Kronprinzen Ruprecht und seiner Suite von Prinzen und Prinzessinnen aus allen Gauen Deutschlands. In den Reden des Abends wurde der „Geist der alten Armee“ der deutschen Jugend zugewünscht, und das Telegramm an den Reichspräsidenten schloß fromm und national: „Gott segne das deutsche Volk mit Ihrem (Hindenburgs) Soldatengeist!“ Natürlich fehlten auch die Grüße aus Doorn nicht, von Generalfeldmarschall Madenfen überbracht, der „von der Bevölkerung stürmisch begrüßt“ wurde.

Wenn auch das republikanische Deutschland sich von diesem recht unzeitgemäßen Rummel der Militaristen fernhielt und sie als Provokation kennzeichnete, so wirkt doch der Vorgang am Vorabend des deutschen Eintrittes in Genf ein bezeichnendes Schlaglicht auf die innerpolitischen Zustände der deutschen Republik. Ein sofortiger Vorstoß Stresemanns gegen den Versailler Vertrag müßte heute noch auf das Mißtrauen aller ehemaligen Feinde Deutschlands stoßen. Im Interesse des Friedens ist zu wünschen, daß dieser Vorstoß erst erfolgen werde, wenn solche Monarchistenparaden wie die zu Nürnberg, in Deutschland unmöglich geworden sind.

-ch-